



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, G.: Eine kritische Ausgabe von Lessing's Laokoon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sine kritische Ausgabe von Lessing's Laokoon.

Mit größerer Freude habe ich noch selten den Titel eines Buches gelesen, als neulich, wo mir die durch Blümner besorgte Ausgabe von Lessing's „Laokoon“*) in die Hände kam. „Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt,“ heißt es an irgend einer Stelle in eben diesem „Laokoon“. Hier aber blätterte ich nicht erst lange, um die erste Neugierde zu befriedigen, sondern fing sofort „ernstlich zu lesen“ an. Denn — so sagte ich mir — wenn Blümner, einer der eifrigsten und kenntnißreichsten unsrer jüngeren Archäologen, einen Commentar zum „Laokoon“ geschrieben, so weiß man ohne weiteres, was man zu erwarten hat; er wird, ja er muß gegeben haben, was uns seit langer Zeit schon Noth that: nicht bloß eine „kritische“ Ausgabe in dem gewöhnlichen Sinne eines gereinigten, correcten Textes — eine solche versteht sich wohl nachgerade auch bei deutschen Classikerausgaben von selbst, — sondern eine „kritische“ Ausgabe in ganz anderem Sinne, nämlich einen fortlaufenden kritischen Commentar zu der Lessing'schen Schrift vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft. Und das hat Blümner gethan; fast in allen Stücken hat er die angedeuteten Erwartungen und Wünsche befriedigt, in vielen sie übertroffen.

Gerwinus sagt einmal: „Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche“. Eine wohlfeile Mahnung, denn was in der Welt soll man überhaupt leichtsinnig thun? Schasler bemerkt denn auch in seiner „Geschichte der Aesthetik“ mit Recht, daß es viel ersprießlicher sein würde, wenn man von dem entgegengesetzten Grundsatz ausgehen und davor warnen wollte, Lessing leichtsinnig nachzubeten. Und vor allem mit Rücksicht auf den „Laokoon“ dürfte diese Warnung am Platze sein. Es ist

*) Lessing's Laokoon, herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Prof. der Archäologie an der Universität Königsberg. Mit Holzschnitten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1876.

beinahe komisch, zu sehen, wie in unsern Literaturgeschichten der „Laokoon“ bald als die „erste eigentliche Urkunde“, bald als die „Stiftungsurkunde“ bald als die „Magna charta“ der modernen Aesthetik gepriesen wird. Ob die, welche so schreiben, wohl jemals den „Laokoon“ von Anfang bis zu Ende gründlich gelesen haben? — In Wahrheit stehen die Dinge so: Der „Laokoon“ setzt sich aus einer Anzahl einzelner Aufsätze zusammen, deren Inhalt zum Theil durch ästhetische Untersuchungen, zum Theil aber auch durch philologische und archäologische Excurse, die jenen Untersuchungen nur dienen, gebildet wird und die unter einander bald in engerem, bald in loserem Zusammenhange stehen. „Mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch“ nennt ihn Lessing selbst im Vorworte. Von dem mannichfaltigen Inhalt dieser Aufsätze aber ist ein sehr großer Theil heute sachlich total veraltet.

Zwar hat in den philologischen und archäologischen Parteen gar manches auch heute noch seine Gültigkeit. Von mehr als einer Stelle in den alten Schriftstellern hat Lessing im „Laokoon“ zuerst das richtige Verständniß erschlossen. Daß der „Sinkende“ des Pythagoras von Rhegion, den Plinius erwähnt, nichts anderes als eine Statue des Philoktet war, hat Lessing zuerst im „Laokoon“ vermuthet, und niemand hat gewagt, seine Vermuthung je wieder anzufechten. „Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben,“ sagt er an anderer Stelle von den alten Künstlern, und in demjenigen Sinne wenigstens, wie Lessing hier den Ausdruck „Furie“ genommen wissen will, besteht seine Behauptung noch heute zu Rechte. „Wie die Alten den Tod gebildet,“ diese Frage, die er später in einer besonderen epochemachenden Schrift behandelte, schon im „Laokoon“ ist sie in der Kürze richtig beantwortet. Und wer unterschriebe nicht heute noch mit Freuden das gesunde Urtheil, das er über den hohlen Stoicismus Cicero's gefällt? Wer möchte es ihm nicht heute noch danken, daß er den Homer, den damals kaum gekannt, vor dem weit überschätzten und fast vergötterten Virgil in die ihm gebührende Stellung einsetzte? Wer stimmte ihm nicht bei, wenn er die Helden in den seiner Zeit vielbewunderten „sogenannten“ Tragödien Seneca's als bloße „Klopffechter im Kothurne“ bezeichnet? Aber auch von den ästhetischen Forderungen Lessing's haben einzelne noch nichts von ihrem Werthe verloren; sie waren von dem Augenblicke an, wo er sie aussprach, Hauptgesetze der Aesthetik, und sie werden es bleiben, — so wenig auch die heutige Künstlerwelt nach ihnen fragt. „Seit wir Lessing's Laokoon besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie“ schreibt Vischer mit Recht in seiner „Aesthetik“; und wenn auch unsre Romanschreiber sich nicht entfernt um diesen Satz kümmern, wenn sie in breiter Ausmalung landschaftlicher und menschlicher Schönheit es auch heute noch genau so treiben, wie die

Brocks, Haller und Kleist im vorigen Jahrhundert, so bleibt doch Lessing's Satz deswegen unumstößlich wahr. Und wenn auch unsre Bildhauer nach wie vor an die Sockel ihrer Portraitstatuen allerhand allegorische Figuren setzen, wie „Treue“, „Glauben“, „Kraft“, so hat doch Lessing seiner Zeit mit Recht den Kampf gegen die „Allegoristerei“ gekämpft; in der Poesie, wo sie damals noch vom Mittelalter her grassirte, versetzte er ihr glücklich den Todesstoß; beschämend genug für uns, daß sie in der bildenden Kunst noch nicht beseitigt ist. Wenn endlich auch unsre Historienmaler noch immer ganze Wände von Leinwand mit Darstellungen geschichtlicher Ereignisse bedecken, die kein Beschauer ohne breiten Commentar versteht, wenn sie auch mit Vorliebe jetzt in Darstellungen aus der nordischen Mythologie schwelgen, die doch nun einmal selbst für die Gebildeten vielfach terra incognita ist und noch lange bleiben wird, so ist doch die Bemerkung Lessing's ungemein fein und richtig, daß der bildende Künstler nicht nach fernliegenden Vorwürfen greifen solle, weil von dem ersten Blicke die größte Wirkung seines Kunstwerkes abhängt. In allen diesen Punkten, wie in vielen andern, ist Lessing bis auf den heutigen Tag nicht widerlegt.

Daneben aber stehen andere Partien, und es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie den größeren Theil der Schrift ausmachen, die ihrem Inhalte nach, wie gesagt, gänzlich antiquirt sind. Manches davon wurde schon zu Lessing's Zeit angefochten, von anderem kam er selbst zurück, vieles ist im Laufe der Zeit berichtigt worden. Den halben „Laokoon“ müßte man abschreiben, wenn man die Beweise hierfür zusammenstellen wollte. Vor allem gilt auch dies wieder von philologischen und archäologischen Fragen.

Kleinigkeiten sind es freilich, die nicht der Rede werth sind, wenn Lessing gelegentlich von seinem Gedächtniß im Stiche gelassen wird und z. B. von einem gänzlich unbekanntem Aristodamas spricht, wo er weiter niemand als den Aratos von Sikyon gemeint haben kann, oder wenn er die Geliebte des Catull, Lesbia, mit Corinna, Doid's Geliebten, verwechselt; Kleinigkeiten, wenn er in Folge der schlechten Pliniusertexte, die seiner Zeit zu Gebote standen, von griechischen Malern Pyreicus und Chion redet, deren Namen wir jetzt längst richtig als Piraeicus und Aëtion kennen; Kleinigkeiten auch noch, wenn er in Folge eines unglücklichen Zusammentreffens beider Umstände, eines Gedächtnißfehlers und der schlechten Lesart seiner Pliniusausgaben, einen Bildhauer Atestas erwähnt und darunter denjenigen meint, den man zu Lessing's Zeit im Plinius noch Ctesilaus schrieb, der aber factisch Kresilas hieß. Schon weniger gleichgiltig ist es, wenn Lessing in Folge der beschränkten Denkmälerkenntniß seiner Zeit Behauptungen aufstellt, die eine spätere Zeit als irrhümlich erkannte, Behauptungen wie die, daß Dionysos in der alten Kunst höchst selten mit der Stirnbinde dargestellt worden sei, daß, wo Dionysos mit Hörnern erscheint, das Kunstwerk stets unter dem Einflusse religiöser Con-

vention entstanden sei. Doch noch bedenklichere Dinge stoßen auf. Nicht nur, daß Lessing bisweilen, lediglich einer vorgefaßten Meinung zu Liebe, ziemlich einfache Textstellen antiker Schriftsteller philologisch falsch interpretirt, wie wenn er z. B. aus der Schilderung der Laokoonszene beim Virgil herausliest, daß die beiden Schlangen, während sie sich bereits auf den Vater stürzen, die Söhne noch umschlungen halten, was keinem Herauszulesen einfallen kann, der die Laokoongruppe nicht kennt; daß er, wiederum verleitet durch ein Vorurtheil, ein einfaches Bildwerk falsch erklärt, wie wenn er z. B. auf dem Albani'schen Meleagerrelief die deutlich dargestellten Furien zu „Mägden der Althäa“ machen will; daß er in beides zugleich, in falsche Interpretation von Text und Bildwerk verfällt, wenn er läugnet, daß auf erhaltenen Denkmälern Mars zur Rhea Silvia herabschwebend dargestellt worden sei und daß bei Juvenal unter dem „schwebenden Mars“, der auf den Helmen der altrömischen Soldaten als Helmzier erschien, nur diese Scene gemeint sein kann. Ja selbst an solchen Beispielen fehlt es nicht, daß er eine Dichtung als Ganzes unrichtig auffaßt, wie wenn er im Sophokleischen „Philoctet“ das Hauptgewicht auf die Darstellung des körperlichen Schmerzes legt, daß er, weil er sich einmal ungenügend im Homer umgesehen, eine unhaltbare Behauptung ausspricht, wie die, daß „Unzichtbarkeit der natürliche Zustand der homerischen Götter sei“, daß er weitgehende Hypothesen aufstellt, wie darüber, auf welche Art bei dem griechischen Dichter Pindar der Stoff des Laokoon behandelt gewesen sein möge, Hypothesen, die, so geistreich und scharfsinnig sie sind, doch nicht nur der Wahrscheinlichkeit entbehren, sondern sich geradezu widerlegen lassen.

Fast noch mißlicher aber steht es um einen großen Theil der ästhetischen Erörterungen im „Laokoon“ aus. Gegen manche derselben muß Lessing selber, noch ehe er seine Schrift vollendet hatte, mißtrauisch geworden sein. Als Winkelmann's Kunstgeschichte erschienen war, schrieb er wenigstens: „Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung, in den Werken der Kunst widerlegt findet.“ Dieses Mißtrauen war durchaus gerechtfertigt. Lessing's Aesthetik wurzelt im Allgemeinen noch ganz in den Anschauungen seiner Zeit. Sie basirt vor allen Dingen viel zu einseitig auf der Antike, sei es nun auf der antiken Poesie oder Plastik; in der Poesie ist sie obendrein fast lediglich vom Homer und Sophokles abstrahirt, die Lyrik hat kaum einen Platz in seinem System, in der bildenden Kunst ist sie auf den engumgränzten Denkmälervorrath seiner Zeit aufgebaut. In schroffer Einseitigkeit setzt er den höchsten Endzweck der bildenden Kunst in die Schönheit; dabei ist sein Schönheitsideal durchaus beschränkt, er sucht es fast nur in der körper-

lichen Form; er hält ferner die menschliche Gestalt, und zwar in historischen und mythologischen Compositionen, beinahe für den einzigen würdigen Gegenstand bildlicher Darstellung; von der Bedeutung der Landschaft, des Genre, des Stilllebens hat er keine Ahnung; er hegt eine Vorliebe für Einzelfiguren und für plastische Composition auch innerhalb der Malerei; für das specifisch Malerische, namentlich auch für den Reiz der Farbe, hat er keinen Sinn. Vieles von dem tritt allerdings im „Laokoon“ nur gelegentlich und beiläufig hervor. Aber auch einzelne ästhetische Fundamentalsätze der Schrift, auf die sich Lessing das meiste zu gute thun mochte, haben vielfachen und berechtigten Widerspruch erfahren. Der Satz, daß der von der bildenden Kunst zur Darstellung zu wählende Moment möglichst fruchtbar und prägnant sein müsse und nicht die äußerste Stufe des Affects erreichen dürfe, weil er sonst der Phantasie keinen Spielraum lassen würde, ist schlechterdings nicht aufrecht zu erhalten; und der andere, eng damit verbundene Satz, daß der bildende Künstler keinen transitorischen Moment darstellen dürfe, ist nur durch eine sehr gefällige und nachgiebige Interpretation des Wortes „transitorisch“ allenfalls zu retten. Und nun gar die „trockene Schlusskette“, wie er selber sagt, in dem eigentlichen Hauptcapitel seiner Schrift, vermöge welcher er zu dem berühmten gewordenen Satze gelangt, daß der eigentliche Gegenstand der Poesie Handlungen, und der der bildenden Kunst Körper seien, und was weiter daraus gefolgert wird, hat sie nicht etwas so mechanisch Construirtes, daß sie an mehr als einer Stelle durchbrochen werden kann? Ganz zu schweigen von beiläufigen ästhetischen Forderungen und Behauptungen, wie der, daß der bildende Künstler nur dann eine Gottheit in Handlung einführen dürfe wenn diese Handlung mit dem „personifirten Abstractum“ d. h. mit der gewöhnlichen thypischen Erscheinung des Gottes nicht im Widerspruche stehe, oder der, daß alle diejenigen alten Bildwerke den Namen von Kunstwerken nicht verdienten, an denen sich „zu merklche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen,“ d. h. welche conventionelle Auffassung verrathen. Ueber welche Fülle der schönsten und großartigsten Kunstwerke würde der Stab gebrochen sein, wenn solche Sätze Giltigkeit erlangten! Und da phantastirt man noch immer vom „Laokoon“ als der „Stiftungsurkunde“ und der „Magna charta“ der neueren Aesthetik? Nein, diese „Stiftungsurkunde“ ist sehr verblichen und an vielen Stellen kaum noch leserlich; dort aber, wo ihre Schrift noch heute frisch und deutlich sichtbar ist, als wäre sie gestern erst geschrieben, dort ist sie leider — praktisch bedeutungslos, denn kein Künstler fragt nach ihr.

Wozu aber dann, wenn die Schrift wirklich so antiquirt ist, eine neue Separatausgabe derselben? Hat sie wirklich noch ein anderes, als ein geschichtliches Interesse? Wäre es nicht gut, man überließe die Lectüre des Buches dem Litterarhistoriker, der ja manches anzusehen genöthigt ist, was außer

ihm kein Mensch mehr lieft? Wäre es nicht genügend, wenn man das Bleibende darin in Kürze aussonderte und an passender Stelle mittheilte?

Nein, und abermals nein. Trotz allem, was man gegen die Schrift heute sagen kann, ist kaum eine lehrreichere und bildendere Lectüre denkbar, als dieser „veraltete“ Laotsoon. Er ist und bleibt ein Buch von eminenter pädagogischer Bedeutung. Einmal in der That seines Inhalts wegen, so viel davon auch heute der Berichtigung bedarf. Lessing selbst vergleicht sich in seiner Schrift mit einem Spaziergänger, und wirklich wie ein schöner Spaziergang aus einem Gebiete der Wissenschaft in's andere muthet das Buch einen an. Freundlich nimmt er uns mit auf den Weg und führt uns von einem lohnenden Aussichtspunkte zum andern, bald auf bequemen, bald auf schwierigeren Pfaden, bald mehr, bald weniger weit von der eigentlichen Hauptstraße sich entfernend, aber doch immer zu rechter Zeit darein zurücklenkend. Welche Fülle von Gelehrsamkeit breitet er vermöge seiner reichen Belesenheit vor uns aus! Bald sind es kunsthistorische, bald kunstmythologische Fragen, die uns beschäftigen, bald haben wir Veranlassung, um Thatsachen der griechischen oder römischen, bald um solche der deutschen oder englischen, französischen oder italienischen Literaturgeschichte uns zu kümmern, und doch ist alles dieses nur Mittel zum Zweck, alles ist, näher oder ferner, bezogen auf die wichtigen ästhetischen Untersuchungen, die den Kern der Schrift ausmachen. Die Gefahr, daß diese Mannichfaltigkeit eher zerstreugend, als belehrend wirken, daß das Stückweise aus den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten herangezogene rasch wieder verloren gehe, ist allerdings vorhanden; aber sie wird abgeschwächt eben durch die concentrirende Macht der Untersuchung selbst, und sie kann beinahe ganz beseitigt werden, wenn nur der Lesende keiner auftauchenden Frage ausweicht, jede zum Austrag zu bringen sich ernstlich bemüht. Wer drüber hinfahren will, der hat von keinem Buche Gewinn. Die andere Gefahr freilich, daß man viel außer Curs gesetzte Ansichten für baare Münze nehme, kann nur an der Hand eines guten Interpreten vermieden werden, wenn man nicht selber fähig ist, dieser Interpret zu sein. Ein solcher aber wird verfahren müssen, wie der Anwalt in seiner „Einlassung“ auf eine Klageschrift, sein Commentar wird zwischen einem fortwährenden concedendo und negando abwechseln müssen, und häufiger noch wird das negando seine Aufgabe sein, er wird ein unausgesetztes Correctiv zu Lessing's Darstellung bilden müssen. Thut er dies aber, dann wird auch das Schiefe und Veraltete für den Leser genau so lehrreich werden, wie das Richtige und Bleibende, vielleicht noch lehrreicher, denn es läßt ihn zugleich auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten einen Einblick thun in die Fortschritte der Wissenschaft, es bringt ihm zum Bewußtsein, daß die wissenschaftliche Forschung in stetem Flusse ist, und es giebt ihm wohl auch eine Ahnung von jener

frohen Empfindung, welcher Gutzkow einmal Ausdruck verleiht, wenn er sagt: „Von einem Irrthum erlöst zu sein, gewährt größere Freude, als eine Wahrheit gefunden zu haben“.

Größere pädagogische Bedeutung aber noch hat Lessing's „Laokoon“ wegen der Methode seiner Untersuchung und wegen seiner Darstellungsweise. Wie er inhaltlich eines der belehrendsten, so ist er formal eines der anregendsten Bücher, und es giebt keine Lectüre, die eine bessere Zucht des Geistes üben, unerbittlicher in den Köpfen Licht und Ordnung schaffen könnte. Mit Recht hat man das Buch das große erste Beispiel analytischer Untersuchung in der deutschen Wissenschaft genannt. „Wir sehen“, sagt Herder, „Lessing's Werk werdend, wie den Schild des Achill bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen. Nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Product der Betrachtungen.“ Und dazu diese gedrungene, schneidige und dramatisch lebendige sprachliche Darstellung! „Wir hören in Lessing's Stil“, schreibt Vilmar, „ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, fast zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreisend, beredend, überzeugend, überwältigend: wir können uns der Theilnahme an dem Gespräche nicht entziehen, wir glauben selbst mitzureden, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Bestimmtheit mitzureden, wie wir sonst noch niemals gesprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeständniß und Beschränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen auf einander in ununterbrochener Abwechslung, bis alle Seiten des Gegenstandes nach einander herausgekehrt und besprochen sind, ohne daß doch bei einer einzigen nur ein Augenblick länger verweilt würde, als zur vollständigen Darlegung derselben nöthig ist.“

Mit Recht ist denn auch der „Laokoon“ überall in den Kanon derjenigen Schriften aufgenommen, die auf der obersten Stufe unserer Gelehrtenschulen im deutschen Unterrichte gelesen werden sollen. Vielleicht würden Vorlesungen über ihn mit noch größerem Rechte unter die propädeutischen Vorträge aufzunehmen sein, die auf der Universität den Studirenden aller Facultäten in den ersten Semestern ihrer akademischen Laufbahn geboten werden. Aber Blümner ist meines Wissens der erste Archäolog, der es gewagt hat, Vorlesungen über den „Laokoon“ an der Universität zu halten, in Breslau und in Königsberg; seine Ausgabe des Buches ist aus solchen Vorlesungen ent-

standen. Nun, ich meine, daß er sich damit ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Ich kann mir auch für derartige Vorlesungen kaum einen fruchtbareren propädeutischen Stoff denken, einen Stoff, in dem die Gymnasialstudien eine erspriesslichere Fortsetzung finden könnten, als den „Laokoon“. Daß in erster Linie nicht der Literaturhistoriker, nicht der Philosoph, sondern der Archäolog zu solchen Vorlesungen berufen ist, darüber kann kein Zweifel sein; ich fürchte nur sehr, daß wenige Archäologen Lust haben werden, Blümner darin zu folgen. Warum? Nun eben deshalb, weil der Archäolog nur in erster Linie, aber nicht ausschließlich dazu berufen ist. Justi sagt in der Vorrede zu seiner Biographie Winkelmann's, er habe gehofft, als er dieselbe unternommen, daß sie wenig Veranlassung geben werde, aus dem Umkreis der Archäologie herauszuschweifen; als er aber der Ausführung näher getreten, da habe sich bald gezeigt, wie sehr Winkelmann dem Zeitalter der Polymathie seinen Zoll entrichtet hatte, und wie sehr man selbst ein wenig zum Polyhistor werden müsse, wenn man ihm auf seinen Pfaden nachgehen wolle. Sollte nicht Blümner ähnliches an sich erfahren haben, als er seinen Commentar zum „Laokoon“ ausarbeitete? Als Archäolog ist er an seine Aufgabe hinangetreten, und als er sie vollendet hatte, da war auch er „ein wenig zum Polyhistor“ geworden. Vor der Polymathie aber hat jetzt der correcte deutsche Gelehrte einen heiligen Respect, weil sie ihm unzertrennlich dünkt vom Dilettantismus. Vom alten professor poëseos aus dem 18. Jahrhundert, der in allen Sätteln gerecht sein mußte und auch gerecht war, mag heute Niemand mehr etwas wissen. „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß“, dies Goethische Sprüchlein ist, bewußt oder unbewußt, der Wahlspruch unserer heutigen Gelehrsamkeit geworden. Polymathie ist ein Ding, das man nur noch dem „Literaten“ und allenfalls dem Schulmeister — verzeiht. Und so wird wohl auch die Lectüre der Lessing'schen Schrift in der Hauptsache auf die Schule angewiesen bleiben. Daher glaube ich denn auch, daß, wenn sich Blümner irgend ein Publikum durch seine Arbeit zu Danke verpflichtet hat, es die Lehrer der deutschen Sprache an unsern höhern Lehranstalten sind. Für sie ist Blümners Laokoonausgabe geradezu ein Ereigniß. Er selbst verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, sie für eine „Schulausgabe“ zu halten, er meint, er habe sie „in erster Linie für die Kunstfreunde bestimmt“, in zweiter für Studenten, in dritter erst für Lehrer. Wenn man nur wüßte, wo diese Laokoonstudirenden „Kunstfreunde“ zu suchen wären! Ich kann mir beim besten Willen kein Publikum darunter denken, und fürchte, daß der Verleger, wenn er mit seinem Absatz wirklich auf die „Kunstfreunde“ angewiesen bleiben sollte, ein klägliches Geschäft machen würde. Kaufen wird das Buch — das ist meine

festste Ueberzeugung — erstens der oder jener Professor der Archäologie, um zu sehen, was sein College in Königsberg neuerdings für *Allotria* treibt, möglicherweise auch der eine oder der andere Student, vor allen Dingen aber werden es kaufen die Lehrer der deutschen Sprache an unseren Gelehrten-schulen. In ihnen wird der Herausgeber sein zahlreichstes und dankbarstes Publikum haben.

Denn auf was für unzulängliche Hilfsmittel waren diese bei ihrer Interpretation des „*Laokoön*“ bisher angewiesen, wenn sie nicht selber zufällig von der Universität aus Archäologen waren! Es gab bisher drei Ausgaben des „*Laokoön*“ mit erläuternden Anmerkungen: von *Cosack*, von *Buschmann* und von *Gosche*. Die erstgenannte Ausgabe*) ist gewiß mit vielem gutem Willen gemacht, leider ist *Cosack* aber gar nicht zu einer derartigen Arbeit befähigt gewesen. Die Art und Weise, wie er mit dem *Lessing'schen* Texte umspringt, den er nach seinem Belieben „bearbeitet“, wie es auf dem Titelblatte heißt, — „verarbeitet“ sollte es richtiger heißen — möchte hingehen; sie wird erklärlich dadurch, daß er seine Ausgabe „für den weiteren Kreis der Gebildeten“ berechnet hat. Wenn er in der zweiten Auflage hinzufügt „und die oberste Stufe höherer Lehranstalten“, so müssen diese höheren Lehranstalten sich dies höflichst verbitten. Es ist schlechterdings unmöglich, eine *Laokoön*-ausgabe für Primaner eines Gymnasiums und zugleich für junge Mädchen einzurichten; die letzteren aber scheint *Cosack* mit Vorliebe berücksichtigt zu haben. Er beseitigt Stellen, an denen höchstens ein Backfisch Anstoß nehmen kann, jedes Citat aus einer fremden Sprache übersetzt er oder läßt es weg, er modernisirt, leider ohne jede Consequenz, die *Lessing'sche* Sprache; außerdem aber ist der Text reich an allerhand Nachlässigkeiten, die hoffentlich nicht mit unter die Kategorie der „Bearbeitung“ gehören. Noch schlimmer ergeht es den *Lessing'schen* Anmerkungen. Bald theilt sie *Cosack* wörtlich mit, bald läßt er sie ganz weg; bald giebt er einen Theil wörtlich, den andern Theil im Auszuge, bald giebt er sie ganz im Auszuge, bald erweitert er sie. Und nun vollends der Commentar! *Cosack* hat offenbar gar keine Vorstellung von der Aufgabe, die ein Commentar zum „*Laokoön*“ zu erfüllen hat. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, so würde er vielleicht gar nicht gewagt haben, eine solche Arbeit zu unternehmen. Daß ein sachlicher Commentar zum „*Laokoön*“ heutzutage vor allen Dingen Kritik zu üben hat, wie kann diese Einsicht einem Manne aufgehen, der augenscheinlich weder Philolog noch Archäolog, weder Kunsthistoriker noch

*) *Lessing's* *Laokoön*. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. *Cosack*, Oberlehrer an der Realschule zu St. Petri in Danzig. Berlin, 1869. Haude und Spener. 2. Auflage ebd. 1875.

Grenzboden III. 1876.

Literarhistoriker ist? der fast alle seine Kenntniß aus tertiären Quellen schöpft? der die geläufigsten Handbücher, ohne die er gar nichts anfangen kann, wie Brunn's „Geschichte der griechischen Künstler“, nicht einmal dem Titel nach kennt? Von sachlichen Berichtigungen findet sich in seinen Anmerkungen kaum irgend eine Spur. Alles, was Lessing im „Laokoon“ geschrieben hat, das ist unfehlbar, und Frevel wäre es, daran zu zweifeln. Berichtigten nennt Gosack „markten und mäkeln“, ja, bisweilen sanctionirt er einen längst widerlegten Irrthum Lessing's durch sein ausdrückliches Placet. Kein Wunder, daß seine eigenen erläuternden Anmerkungen selber reich an Irrthümern sind und, wie man auch hier wieder hinzufügen muß, nicht frei von groben Nachlässigkeiten. Wer solchen Nonsens schreiben kann, wie den, daß ein Töpfer aus Korinth, Namens Dibutades — falsch! er hieß Butades; was für eine alte Scharteke von Pliniusausgabe mag Gosack wohl benutzt haben? — den Schattenriß von dem Geliebten seiner Tochter mit Thon belegt, „darnach ein Bild in seine Töpferwaaren (!) gebrannt“ — *typum fecit et cum ceteris fictilibus induratum igni proposuit*, steht bei Plinius — und so das erste Relief geschaffen habe; wer das berühmte Gemälde des Protogenes, welches sich in den Propyläen zu Athen befand und den Heros der athenischen Seemacht Paralos darstellte, hartnäckig „das Schiff Paratos“ (sic) nennt — in der ersten Auflage seiner Ausgabe im Namenverzeichnis, in der zweiten in einer Anmerkung — der hätte es bleiben lassen sollen, eine Schrift wie den „Laokoon“ zu erläutern. Und welche Scheingelehrsamkeit verräth sich bisweilen in diesen Anmerkungen! Wie sie eben nur der zur Schau trägt, der seine Weisheit aus — dem Conversationslexikon geschöpft hat. Wenn Lessing den Franciscus Junius citirt, wer will es da von Gosack wissen, daß derselbe „für die deutsche Literatur durch die Herausgabe der altdeutschen und angelsächsischen Evangelienharmonie wichtig ist“? Wenn Lessing den Philoktet mit Robinson vergleicht, was braucht uns Gosack da zu sagen, daß Campe mit seiner Robinsonausgabe „pädagogische Zwecke verband“? Wenn Lessing den Bildhauer Athenodoros aus Klitor erwähnt, oder den „Raub der Sabinerinnen“ des Mazzuoli, oder die Statue der Vesta, die im Tempel der Jasseer stand, was geht es uns da an, ob die Stadt Jassus „besonders durch ihren Fischhandel reich wurde“, ob Mazzuoli „der erste war, welcher die Aekunst in Italien zur Anwendung brachte“, ob in der Nähe von Klitor eine Quelle war, „welche jedem, der ihr Wasser trank, den Wein verleidete“? — Daß ein Buch, wie diese Gosack'sche Laokoonausgabe, eine zweite Auflage erleben konnte, ist ein trauriger Beweis dafür, zu was für Hilfsmitteln man greift, wenn man nichts Besseres haben kann.

Die Ausgabe von Buschmann*) — eine Büchlein in Duodez, auf

*) Lessing's Laokoon, für den Schulgebrauch bearbeitet und mit Erläuterungen versehen

Löschpapier gedruckt und mit einem Holzschnitt der Laokoongruppe versehen, der in seiner technischen Ausführung an die Bignetten auf den Papierdüten mancher Colonialwaarenhändler erinnert, erwähne ich nur der Vollständigkeit wegen. Buschmann hat ebenfalls den Lessing'schen Text „bearbeitet“ und die Anmerkungen einfach gestrichen; seine Erläuterungen sind meistens aus den Gosack'schen verkürzt, natürlich mit sorgfältiger Schonung der Fehler, hie und da hat er aber auch selbständige Leistungen, den Gosack'schen ebenbürtig, hinzugefügt, wie wenn er z. B. den Timomachus von Byzanz, den bekannten Maler der Diadochenzeit, in das erste Jahrhundert nach Chr. versetzt, obgleich er richtig hinzusetzt, daß seine von Lessing erwähnten Gemälde Cäsar in Rom aufstellen ließ. Was der Herausgeber mit seinem Buche neben dem von Gosack eigentlich gewollt hat, ist schwer zu sagen.

Nicht ohne eigenthümlichen Werth ist die Ausgabe von Gosche*). Zwar ist auch Gosche nicht Archäolog von Fach, so daß er, nach dem oben bemerkten, wenigstens nicht in erster Linie zu einer derartigen Arbeit berufen ist. Archäologischen Fragen geht er denn auch in seinen Erläuterungen möglichst aus dem Wege. Dagegen sind, wie es von dem tüchtigen Literaturhistoriker nicht anders zu erwarten, seine literargeschichtlichen Anmerkungen meist höchst dankenswerth, namentlich deshalb, weil sie immer zugleich darüber orientiren, warum der oder jener Schriftsteller, dies oder jenes Buch gerade an dieser Stelle von Lessing benutzt ist. An sachlicher Kritik fehlt es bei Gosche wenigstens nicht ganz; in der Einleitung ebenso wie in den Anmerkungen begegnet man ihr wiederholt. Den Lessing'schen Text findet man bei ihm uncastrirt und im Wesentlichen correct. Hie und da hat Gosche auch sprachliche Erläuterungen gegeben. An solchen fehlt es auch bei den beiden andern Herausgebern nicht, doch zeichnen die von Gosche sich dadurch aus, daß sie immer die sprachgeschichtliche Seite im Auge haben. Leider ist aus den Anmerkungen in ihrer Gesamtheit nicht zu ersehen, was für Leser Gosche im Auge gehabt hat. Daß er sich an höher gebildete wendet, als die andern beiden, ist klar; aber seine Erläuterungen machen zu sehr den Eindruck des Zufälligen; wo er nichts zu sagen gewußt hat, schweigt er sich aus. Uebrigens gehört die Gosche'sche Ausgabe in die bekannte Sammlung „illustrirter“ Classikerausgaben, durch die sich in den letzten Jahren der Grote'sche Verlag verdient gemacht hat. Wer diese Ausgaben kennt, der weiß, daß ihre Illustrationen von ungleichem Werthe sind; und leider gehört der „Laokoon“ zu denjenigen Bänden, die am schlechtesten dabei weggekommen. Bei einer neuen

von Dr. J. Buschmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Trier. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1874.

*) Lessing's Laokoon. Herausgegeben von Richard Gosche. Berlin, Grote, 1876.

Auflage müßten fast sämtliche Holzschnitte, vor allem der ganz verfehlt gezeichnete belvederische Apoll, die grauenhaft verpfuschte Laokoongruppe und die größere Wiederholung des Laokoontkopfes, dessen Haupt- und Barthaar an die Backen von Baumkuchen erinnern, durch bessere Abbildungen ersetzt werden.

Alle die drei genannten Ausgaben wiegt die eine Blümner'sche doppelt und dreifach auf. Vor allen Dingen giebt Blümner natürlich den echten Lessing'schen Text, und zwar ist er bemüht, ihn so correct als möglich zu geben.*) Er enthält sich aller verkehrten Modernisirungen in der Wahl wie in der grammatischen Form und der Rechtschreibung der Worte. Selbst die Lessing'sche Interpunction, die uns heute sehr fremdartig anmuthet, hat er getreu beibehalten.**) Falsche Namensformen, Verwechslungen von Namen und sonstige Gedächtnißfehler Lessing's hat er meist gleich an Ort und Stelle verbessert, indem er das Richtige in Klammern danebensetzt. Vermißt habe ich nur S. 147,6 die Aenderung von Neptun in Vulcan, ein Versehen Lessing's, welches selbst Gosack bemerkt hat.

Gleiches Lob gebührt dem Blümner'schen Commentar. Erstens, um auch dies wenigstens beiläufig zu erwähnen, in der äußeren Anordnung. Die anderen Herausgeber haben ihre erläuternden Anmerkungen an den Fuß jeder Seite unter Lessing's eigne Anmerkungen gesetzt, Gosche so, daß er die Lessing'schen mit Buchstaben, seinen eignen mit Ziffern bezeichnet und beide durch Striche von einander trennt, Gosack so, daß er sie bunt durch einander stellt. Blümner hat ein Verfahren eingeschlagen, das entschieden den Vorzug ver-

*) Ganz ohne Druckfehler ist es nicht dabei abgegangen, und zwar begegnen nicht bloß Buchstabenfehler, (wie S. 41 Künster, S. 42 Jason, S. 136 Jalyfus, (mit Job) S. 162 dazustellen, S. 233 aufmerksam, S. 247 scheien, S. 260 übereinstimmender, S. 270 *ti* (für *tl*), S. 279 Hässlichkeit, S. 281 Gesehmacke, S. 288 Vorfolger, S. 306 Kriterum), sondern leider ist auch an störenden Wortfehlern kein Mangel. S. 104, 34 steht arbeiten statt arbeiteten, S. 159, 27 Vorzug statt Vorwurf, S. 170, 26 Gestalt statt Gewalt, S. 196, 31 sich doppelt, S. 239, 8 jeden Weg statt jeden andern Weg, S. 241, 13 Stangen statt Stenzen, S. 260, 30 Es statt Er, S. 261, 35 theuer statt theurer, S. 271, 21 aus-gelöset statt aufgelöset, S. 286, 10 einstehender statt instehender, S. 295, 7 daß für statt daß ich für, S. 297, 3 die allerneuesten statt auf die allerneuesten, S. 315, 4 es statt er. — Auch für den Commentar könnte ein Druckfehlerverzeichnis nichts schaden. So schlimme Versehen wie S. 291 Cocagna statt Orcagna berichtigt nicht jeder Leser von selbst, und sie nur stillschweigend im Register zu verbessern genügt nicht.

**) Lessing interpungirt nicht, wie wir, im Anschluß an die Syntax, sondern seine Interpunction hat praktische Zwecke, sie ist durchaus auf das laute Lesen seines Textes berechnet. Es ist nicht unwichtig, dies zu beachten, weil es auch seinerseits ein Beweis dafür ist, daß Lessing's Darstellung immer wie eine Art lebhaftes Selbstgespräch oder eine lebhafte Unterhaltung mit dem Leser aufzufassen ist. So kommt es bisweilen vor, daß er in den einfachsten Sätzen Subject und Prädicat durch Komma trennt, wenn man bei dem Subjecte die Stimme erheben, es betonen, dabei verweilen soll. Für moderne Leser ist diese Art zu interpungiren anfänglich im höchsten Grade störend; ist man aber einmal hinter die Manier gekommen, so hat man beinahe seine Freude dran. — Frauen interpungiren oft ganz Lessingisch.

dient; er hat den Commentar zu jedem Capitel an den Schluß desselben verwiesen und durch Zeilenzählung des Textes die Zurückverweisung ermöglicht. Zu diesem Verfahren war er allerdings schon genöthigt durch den Umfang seines Commentars. Denn zum geringsten Theile besteht derselbe aus bloßen Notizen, dergleichen die anderen Herausgeber hinzugefügt; in der Regel sind seine Anmerkungen breit ausgeführte Excurse. In umfassendster Weise und mit größter Sachkenntniß hat Blümner die gesammte einschlägige Literatur zur Benutzung herbeigezogen, diejenige, welche Lessing selbst, ausgesprochen oder stillschweigend, benutzt hat, diejenige, worin über die ursprüngliche Anlage des „Laokoon“, über die Veränderung mancher Lessing'schen Ansichten, über die Angriffe, die er bei Lebzeiten und später erfahren, Belehrung zu holen ist — von Herder's „Kritischem Wäldchen“ an bis herab zu Mosler's jüngst erschienenen „Kritischen Kunststudien“, dazu die Hauptwerke der neueren Aesthetik und eine unabsehbare Reihe archäologischer Schriften. Ueberall hat er gewissenhaft Lessing's Ansichten gegen die gegenüberstehenden abgewogen und bald den Gegnern Recht gegeben, bald Lessing in Schutz genommen. Und ich wüßte kaum ein Beispiel, wo man seinem vorsichtig erwogenen und bescheiden ausgesprochenen Urtheil nicht beipflichten könnte. Einzelne dieser Excurse sind wahre Fundgruben, in denen die ganze Geschichte der betreffenden Frage von ihren Anfängen bis zu ihrem heutigen Stande verfolgt ist.

Wenn ich diesem kurzen Lobe eine längere Reihe von Wünschen und Ausstellungen entgegensetze, so geschieht es natürlich nicht, um das eben gespendete Lob wieder zu schmälern, sondern um dem Verfasser zu beweisen, mit welchem Interesse ich sein Buch gelesen, und um ihm diese Wünsche für eine zweite Auflage des Werkes, die nicht ausbleiben wird, zur Erwägung zu geben. Was den Commentar im Allgemeinen betrifft, so meine ich, daß gerade die reichsten und ausgeführtesten Excurse desselben bisweilen noch eine etwas größere, namentlich auch stilistische Durcharbeitung vertragen. Manches ist sehr schätzbares Material, könnte aber knapper, klarer und geschmackvoller dargestellt sein; an Dünker'sches Notendeutsch dürfte nichts auch nur entfernt erinnern. Es scheint, als ob die Drucklegung des Werkes etwas rasch hätte von Statten gehen müssen und deshalb nicht überall die letzte Feile hätte angelegt werden können. Ferner könnte, wenn auch die Vorsicht und Bescheidenheit, in welche Blümner seine Urtheile kleidet, Lessing gegenüber gewiß am Platze ist, doch die gar zu häufige potentiale Fassung derselben, die sich über ein „vielleicht“, „wohl“, „doch wohl“, „denn doch wohl“ nicht hinausgetraut, einer apodiktischeren Form Platz machen, wo das Richtige gar zu deutlich auf der Hand liegt.

Im Einzelnen kann man natürlich vielfach verschiedener Meinung darüber sein, ob eine Erläuterung oder Berichtigung des Lessing'schen Textes

nöthig sei oder nicht. Ich gestehe, daß ich bisweilen eine erwartet hätte, wo Blümner sie sich erspart.*) Geradezu falsche Angaben sind mir selten aufgestoßen. S. 165 vermengt Blümner, freilich im Anschluß an alle seine Vorgänger, Dryden's „Cäcilienode“ mit dem „Alexanderfest“ desselben Dichters. Beide sind allerdings auf den Cäcilientag gedichtet, die erstere 1687, das letztere 1697, beide von Händel componirt, die erstere 1739, das letztere schon 1735—36, (nicht, wie Blümner angiebt, 1725), auch wird das „Alexanderfest“ in Musikerkreisen oft als „kleine Cäcilienode“ bezeichnet, trotzdem daß sie von größerem Umfange ist, als die wirkliche Cäcilienode. Beide Dichtungen aber haben gar nichts mit einander zu thun, und wer ihre Texte angesehen hat, der kann nicht zweifeln, daß Lessing die erstere meint. Darnach werden aber die Ausführungen über „musikalische Gemälde“, die Blümner hier anknüpft,

*) Es hätte z. B. zu S. 11 nahe gelegen, daran zu erinnern, wie Winkelmann's Ausspruch über die „edele Einfalt und stille Größe“ der alten Kunst zu einer Art Schlagwort in der Aesthetik des 18. Jahrhunderts geworden war. Auch Goethe schreibt 1770 an Reich: „Dieser lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille“. Man sieht hier den Canal, durch den das Wort weitergeflossen ist. — Zu S. 23, zu Lessing's Definition des Porträts, vermißt man einen Hinweis auf „Emilia Galotti“, wo der Maler Conti genau denselben Gedanken, wenn auch in ganz andrer Form äußert. — Ebd. sucht man vergebens nach einer eingehenderen Darlegung der mannichfachen Bedeutungen der Schlange in der antiken Kunstmythologie, zu welcher die Lessing'sche Anmerkung förmlich herausfordert. — Zu S. 56 erwartet man entschiedene nähere Nachweise über den Gang der Handlung im „Philoktet“ des Chateaubrun; Lessing's Angaben setzen das Stück als bekannt voraus. — Zu S. 61. fehlt eine Aufklärung darüber, was es mit der „Zusammenhaltung der Diakel“ am Ausgang von Sophokles' „Trachinierinnen“ für eine Bewandniß hat. — Zu S. 94 verlangen entschieden die Sylphen eine Bemerkung. Man kann zehn gegen eins wetten, daß die meisten Leser heute, wenn sie von „Sylphen“ lesen, zunächst an etwas Bekehrtes denken. Passend könnte an die Beschwörungsprüche im „Faust“ erinnert werden, wo der Sylph, der Luftgeist, den Feuer-, Wasser- und Erdgeistern, Salamander, Undene und Kobold, zur Seite steht. — Zu S. 205 fehlt eine Bemerkung über Titian's „Verlorenen Sohn“. Lessing meint offenbar die Darstellungen in der Galerie Vorghese, die aber so gut wie sicher nicht von Titian sind. Woher kannte sie Lessing? — Zu S. 245 mache ich auf die Radirungen zur Ilias von Ramberg („serios und comisch“) aufmerksam, von denen Tf. 11 und 12 eine drastische Illustration zu Lessing's Beurtheilung des Caylus geben. — Auch Berichtigungen habe ich hie und da vermißt, z. B. S. 4. über den muthmaßlichen Inhalt der „verlorenen Schriften“ des Apelles und Protogeneß. So weit ist unsere Kenntniß der antiken Kunstschriftstellerei, daß wir nicht bloß behaupten können, dasjenige, was Lessing meint, habe ganz gewiß nicht in diesen Schriften gestanden, sondern auch ziemlich sicher vermuthen können, was ihren ungefähren Inhalt gebildet haben wird. — S. 23 wäre eine Berichtigung des Grundes am Plage gewesen, den Lessing dafür angiebt, daß nur dem dreimaligen olympischen Sieger eine Porträtskulptur verstatet war. — Zu S. 62 mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß Lessing von der „Steupoeie“ der Alten zu viel erwartet, — wenn der ganze Satz überhaupt ernstlich gemeint und nicht bloß eine geschickte Schlusswendung ist. — Zu S. 75 wäre ein Wink über die selbständige Bedeutung der Gewandung in der antiken Plastik, von der Lessing keinen Begriff hat, willkommen gewesen. — Zu S. 234 war es wichtig, darauf hinzuweisen, daß die angeführten beiden „Lieder des Anakreons“ jedenfalls aus viel späterer Zeit stammen. — Zu S. 293 bedarf die Lessing'sche Ansicht, daß die griechische Kunst zu Alexander's des Großen Zeit „auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit“ gewesen sei, entschieden der Berichtigung. U. s. w.

von selbst hinfällig. — S. 204 ist das Todesjahr Albrecht von Haller's, wahrscheinlich nur in Folge eines Druckfehlers, falsch angegeben; er starb nicht 1771, sondern 1777. — Das S. 234 erwähnte Witzwort, welches ein griechischer Maler zu einem Lehrlinge gesagt haben soll, der „eine sehr geschmückte Helena“ gemalt hatte: „da du sie nicht schön malen konntest, hast du sie reich gemalt“, wird nicht, wie Blümner angebt, dem Zeuxis, sondern dem Apelles zugeschrieben. Die Anekdote wird im „Pädagogus“ des Clemens Alexandrinus, und nicht im „Protrepticus“ erzählt. Zu dürftig sind mir vielfach die biographischen Notizen erschienen, die Blümner zu den im Text erwähnten Namen giebt. Erstens ist nicht klar, nach welchem Prinzip er überhaupt in der Mittheilung solcher Notizen verfahren ist. So viel sehe ich, daß er sie bei denjenigen Namen, die der antiken Literatur- und Kunstgeschichte angehören, grundsätzlich verschmäh't hat. Glaubt er aber im Ernste, daß die „Kunstfreunde“, die er sich ja vor allem als seine Leser denkt und wünscht, hierin so vorzüglich orientirt sein werden? Wenn sie natürlich auch Aristoteles, Lucian, Cicero, Horaz, wenn sie Phidias und Apelles kennen, aber welcher „Kunstfreund“ wird sofort über Apollonius Rhodius, über die Philostrate, über Valerius Flaccus, Statius, Macrobius Bescheid wissen? oder über Myron, Pythagoras von Rhegion, Polyznot, Protogenes? Gänzlich unklar aber bin ich mir darüber, welchen Grundsatz Blümner bei den der neueren Kunst- und Literaturgeschichte angehörigen Namen befolgt hat. Daß er zu Winkelmann keine Anmerkung giebt, ist in Ordnung. Aber wenn er sie zu Montfaucon und Justus Lipsius giebt, warum dann nicht zu Franciscus Junius? Wer von den beiden ersten noch nichts gehört, der kennt auch den letzteren und seine Bedeutung für die Archäologie nicht und bedarf einer Erklärung darüber, weshalb Lessing z. B. schreibt, daß irgend ein Irrthum „selbst vom Junius“ begangen worden sei. Wenn Blümner zu Haller eine Anmerkung für nöthig hält, warum nicht auch zu Kleist? Wenn zu Hagedorn, warum nicht auch zu Mengs? Wenn zu Thomson, warum nicht auch zu Garrick? Es kommt hinzu, daß diese biographischen Notizen oft nichts weiter enthalten als Ort und Jahr der Geburt und des Todes. Wenn aber z. B. Lessing bei Anführung eines Gelehrten stillschweigend an ein bestimmtes Buch desselben denkt, wie z. B. S. 216 bei Scaliger an dessen Poetik, bei Ferrault an dessen „Parallèle des anciens et des modernes“, so müßte doch dies Buch wenigstens in der Anmerkung mit erwähnt sein. In diesem Punkte verdienen die Noten von Gosche vor den Blümner'schen oft den Vorzug; sie sind, bei aller Kürze, reichhaltiger und lehrreicher, ohne deshalb, wie die Gosche'schen, überflüssige Dinge zu enthalten; ich denke z. B. noch an die Anmerkungen zu Mazzuoli, Sacchi, De Piles, La Mettrie, Richardson u. a. Da Blümner Gosche's Ausgabe vor

sich gehabt hat, so gewinnt es fast den Anschein, als habe er es absichtlich verschmährt, ihn zu benutzen, um ihn nicht einfach ausschreiben zu müssen; ein einziges Mal hat er S. 226 eine Bemerkung wörtlich von ihm entlehnt, sonst sticht er ihm nur noch einmal S. 237 eine falsche Jahreszahl auf, und noch dazu eine, die vielleicht nur in Folge eines Druckfehlers entstanden ist; mit ein klein wenig Liebenswürdigkeit hätte das Blümner sehen können.

Gänzlich aus dem Wege gegangen ist Blümner sprachlichen Erläuterungen, und zwar mit voller Absichtlichkeit. Ob aber auch mit vollem Rechte? Er sagt zwar im Vorwort, daß Leser, denen man Ausdrücke wie „Parergon“ oder „Mensur“ in der Sprache der bildenden Kunst erklären müsse, den „Laokoon“ schwerlich überhaupt zur Hand nehmen werden. Aber mit der Uebersetzung von ein paar Fremdwörtern ist doch die sprachliche Erläuterung eines Lessing'schen Prosawerkes nicht abgethan. Lessing's Sprache weicht, trotzdem daß sie nur um wenig mehr als ein Jahrhundert hinter uns zurückliegt, mehr von der unsrigen ab, als man glauben sollte, in lexikalischer, wie in grammatischer Beziehung. Lessing braucht z. B. im Laokoon eine Menge Worte, die heute überhaupt veraltet sind, wie Schilderei, Widerspiel u. a., ferner solche, deren Bedeutung sich jetzt vollständig verändert hat, und die daher in demjenigen Sinne, in welchem sie Lessing anwendet, jetzt durch andre ersetzt werden müssen, wie Antiquar (Archäolog), Virtuoso (Künstler), dogmatisch (didaktisch), gothisch (mittelalterlich), Unzügllichkeit (Netz), Thätigkeiten (Thätlichkeiten), Ausschweifungen (Abschweifungen), Verstoßung (Verstoß), übersehen (überblicken), witzig (geistreich) u. a., er braucht Fremdwörter, die wir vermeiden, wie krude, luxuriren, und geht Fremdwörtern aus dem Wege, die bei uns ganz gäng und gäbe geworden sind, wie Illusion, Sujet, Amateur, Gruppe, abstrahiren, raisonniren, wofür er noch Täuschung, Vorwurf, Liebhaber, zusammengesetztes Werk, abziehen oder absondern, vernünfteln sagt. Beinahe etwas Ruhrendes hat es, zu sehen, wie Lessing sich abmüht, z. B. bei Götterbildern den Unterschied der „typischen“ und „dramatischen“ Darstellungsweise mit vielen Worten klar zu machen, oder dasjenige zu umschreiben, was wir kurz als „conventionelle“ Darstellungsweise bezeichnen. Gänzlich veraltet in grammatischer Beziehung ist z. B. das Weglassen von „haben“ bei den Participien der Hilfszeitwörter wollen, können, müssen, sowie bei lassen und sehen; niemand schreibt mehr, wie Lessing es stets thut: „der Augenzeuge, der es machen sehen“, „La Mettrie, der sich als einen zweiten Demofrit malen lassen“, „daß das Schöne allein zu herrschen scheinen können“. Veraltet sind mancherlei, scheinbare oder wirkliche, Latinismen und Gallicismen, wie die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv hinter urtheilen, glauben u. a., die Negation hinter dem Comparativ, und unzähliges andre. Nicht um den einzelnen Fall ist es hierbei zu thun, sondern um die Beob-

achtung sprachgeschichtlicher Thatsachen im Zusammenhange. Und ich habe keineswegs bloß den deutschen Unterricht im Auge, wenn ich befürworte, daß derartige Beobachtungen auch in einem großen Commentar zum „Laokoon“ Aufnahme finden möchten. Gerade auch für propädeutische Vorträge an der Universität, als welche ich die über den Laokoon auffasse, ist der stete Hinweis darauf, wie die Sprache in unaufhörlichem Fluß und Wandel ist, wie heute schon antiquirt ist, was vor Kurzem noch modern war, von Wichtigkeit. Ganz ohne solche sprachgeschichtliche Winke ist auch der Blümner'sche Commentar nicht; Blümner läßt solche Ausdrücke, nach denen Lessing sucht und ringt, wie „conventionell“, „typisch“, S. 108 und 116 wie unabsichtlich in seine Erläuterungen der betreffenden Stellen einfließen. Aber der wievielte Leser merkt diese Winke heraus? Ich meine, es könnte dies etwas ausdrücklicher geschehen. Aber auch die stilistische Seite der Lessing'schen Prosa ist nicht selten, und selbst für gebildete Leser, solcher erklärenden Winke bedürftig, denn trotz ihrer durchsichtigen Klarheit im Allgemeinen ist seine Sprache bisweilen von einer Prägnanz, die an das Gegentheil, an Dunkelheit, streift; ich denke an solche Beispiele, wie S. 15, wo Lessing kurzweg schreibt: „der Ausdruck einer solchen Seele“ anstatt „die Absicht, eine solche Seele auszudrücken“ oder S. 39, wo er sagt: „der einzige Augenblick“ anstatt „der Umstand, daß es nur ein einziger Augenblick ist“, und ähnliches.*)

Doch genug der Einzelheiten. Ich bin überzeugt, daß der Herausgeber meine Bemerkungen nicht für „Arokylegmus“ halten, sondern daraus entnehmen wird, mit welchem Antheil ich sein Buch durchgesehen habe. Hoffentlich erhalten wir nun auch bald eine correcte Textausgabe des „Laokoon“, die für pädagogische Zwecke ein eben so dringendes Bedürfniß ist, wie das, welches Blümner durch seinen musterhaften Commentar befriedigt hat. Wie man hört, geht Prof. Braune in Leipzig damit um, eine Collection der literargeschichtlich wichtigsten Werke unserer Literatur in usum scholarum in correcten Textausgaben zu publiciren und mit Diphens Poetik und einigen dramatischen Dichtungen von Gryphius den Anfang zu machen. Man darf wohl darauf rechnen, daß in dieser Sammlung auch der „Laokoon“ nicht fehlen werde.

*) Ich will bei dieser Gelegenheit ein paar Anfragen stellen. Wie ist S. 13 in dem Satze: „Doch selbst unsre Urältern“ u. s. w. das Doch zu verstehen? und worauf bezieht sich das selbst? Worauf bezieht sich S. 22 in den Worten „auch durch diesen eingebildeten Werth“ das auch? Ist S. 161 die Periode „Das verlorne Paradies — beschäftigt hätte“ syntaktisch und logisch in Ordnung? Ich sehe an diesen Stellen Schwierigkeiten, die ich mir natürlich in meiner Weise auflöse, aber ich möchte wissen, ob meine Auflösung die richtige ist. Die Herausgeber schweigen sich sämmtlich aus, wie das ja bei den schwierigsten Stellen stets der Fall ist.

Endlich noch ein Wort über die Ausstattung der Blümner'schen Ausgabe, die artistische und die typographische. Es sind dem Buche drei Holzschnitttafeln beigegeben, von denen die erste, als Titelbild, die Laokoongruppe, die beiden andern die wichtigsten der in neuerer Zeit aufgefundenen Laokoondarstellungen zeigen: zwei Contorniatenmünzen, die Miniatur aus dem vaticanischen Virgil, das Wittmer'sche Relief (zuerst 1863 publicirt) und das ganz neuerdings aufgefundenene pompejanische Wandgemälde. Diese Abbildungen sind gut und sorgfältig hergestellt, die der Laokoongruppe gehört entschieden unter den vielen, die es giebt, zu den besseren. Eine absolut befriedigende Darstellung der Gruppe in Umrisszeichnung scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Gern würde man aber noch einige weitere Tafeln beigelegt sehen mit den Abbildungen der sonstigen im Laokoön erwähnten Kunstdenkmäler, namentlich derer, die für die Entscheidung irgend einer Frage von Wichtigkeit sind. Die Gosche'sche Ausgabe verfolgt mit ihren Illustrationen eine richtige Idee, so sehr auch die Ausführung derselben zu wünschen übrig läßt. Die typographische Ausstattung von Blümner's Buch ist dem wissenschaftlichen Werthe desselben nicht angemessen. Wer heutzutage sechs Mark (!) für eine Ausgabe des „Laokoön“ zahlt, giebt mit Vergnügen auch noch eine halbe Mark mehr, wenn er dafür das Buch, anstatt auf dem dünnen, grauen Papier der Weidmann'schen Schulausgaben, das nach zehn Jahren wasserflechtig und nach fünfzig Jahren Zunder ist, auf schönem, starkem, weißem Papier geboten bekommt. Will sich denn der deutsche Verlagsbuchhandel fort und fort in diesem Punkte vom Auslande beschämen lassen?

Leipzig.

G. Wustmann.

Zustände und Sitten in der Türkei.

IV.

In diesem Abschnitte behandeln wir in der Kürze die Verhältnisse, die sich auf die Familie und den Haushalt des Sultans beziehen. In der Hauptsache folgen wir dabei auszugsweise und mit einigen Ergänzungen verschiedenen Kapiteln des Buches Charles White's „Three Years in Constantinople“. Mit wenigen Ausnahmen sind die osmanischen Herrscher in den letzten vier Jahrhunderten Söhne von Sklavinnen gewesen, die nicht gesetzlich mit den